

Kollektive Traumatherapie

Auf einem Podium in der Sächsischen Akademie der Künste wird die deutsche Einheit vor 30 Jahren von der Kulturphilosophin und Soziologin Yana Milev als „Kulturkatastrophe“ gedeutet.

Dresdner Neueste Nachrichten · 13 Jan. 2020 · Von Tomas Gärtner www.sadk.de

Wunden jedenfalls scheint die Zeit nicht geheilt zu haben. Ihr Auftaktpodium im 30. Jahr der deutschen Einheit inszenierte die Sächsische Akademie der Künste im überfüllten Veranstaltungsraum in Dresden als kollektive Traumatherapie. Als Analytikerin hatten sich Mitglieder der Klasse Literatur Yana Milev geholt, Jahrgang 1964, in den Achtzigern Konzeptkünstlerin in der Leipziger Underground-szene, hier jedoch in ihrer zweiten Profession als Kulturphilosophin und Soziologin.

Für sie ist der Befund eindeutig: Die deutsche Wiedervereinigung 1990 war ein „Anschluss“, eine „Kulturkatastrophe“, „kulturelle Kolonisierung“, Ddr-bürger wurden zu „Exil-ostdeutschen“. In einem geharnischten Beitrag für die Wochenzeitung „Der Freitag“ (Nr. 41/2019, www.freitag.de) brachte sie ihre Anamnese auf den Punkt: „Die Spaltung von Ost und West, die uns heute beschäftigt, ist das Resultat von Abwicklung und Abriss der Arbeits- und Lebensräume sowie eines verordneten Vergessens, das die Ddr-sozialisierten Werte, Einstellungen, Kompetenzen und Kapitalsorten ab den 1990er Jahren aus den Institutionen der BRD ausgrenzt.“

Sie belegt das mit der Masse an Gesetzeserlassen, die 1989/90 binnen kürzester Zeit im Osten durchgepeitscht wurden. Ein Referendum sei ausgeschlossen, tausende Kultureinrichtungen seien liquidiert, Reformziele und der alternative Verfassungsentwurf des Runden Tisches beiseite gefegt worden.

Sie spricht von sechs Millionen Arbeitslosen bei neun Millionen Erwerbstätigen, von der Umwandlung einer Industrieregion in ein Entwicklungsland, von einer Sterberate, die unter ostdeutschen Männern doppelt so hoch gewesen sei wie im Westen. Kurzum: die Ostdeutschen – erst angeschlossen, dann ausgeschlossen. Und demonstrierten die Gedeemütigten dann auf der Straße, wie etwa in Chemnitz 2018, nachdem ein Mann beim Stadtfest mutmaßlich von einem Migranten erstochen wurde, würden sie von westdeutsch dominierten Medien – von „Staatsmedien“ schreibt Yana Milev in ihrem Text im „Freitag“ – als Rassisten verunglimpft. Alles zusammen bezeichnet sie als „Totalität der liberalen Demokratie und normativen Populismus der liberalen Mitte“.

Einmal in Schwung, heizt sie mit kraftvollen Wörtern ein, spricht von „Gehirnwäsche“ und „Blitzkrieg“. Bis eine Frau im Publikum herausplatzt: „unwissenschaftlich“ und „demagogisch“ sei das. Doch Debatten mit den Zuhörern sind nicht vorgesehen.

„Was hätten wir denn 1989 anders machen können?“ Literaturwissenschaftler Peter Geist, dem Moderator, gefriert nach eigenem Bekunden das Blut in den Adern angesichts der schlüssig dargestellten „Inbesitznahme der DDR“. Überhaupt sei es 1989/90 vordringlich darum gegangen, ein Übergreifen der ostdeutschen Revolution auf die alte BRD zu verhindern, Ziel sei vielmehr die „Implementierung verrotten Brd-strukturen“ gewesen. Er sah sich an die Zeit erinnert, als Professoren aus Bayern ihn wie andere Ddrkollegen aus der Leipziger Universität vertrieben.

Angesichts von solchem Furor brachte Dichterin Kerstin Hensel kritische Fragen sehr vorsichtig vor: „Was hätten wir denn 1989 anders machen können?“ Und wer eigentlich sei „wir“? In keinem der von Yana Milev aufgezogenen Schubkästen vermochte sie sich selbst zu finden; ein wenig fehl am Platze in dieser therapeutischen Patientenrunde. „Ich habe keine Erfahrung des Entwurzeltseins und Vertriebenseins.“ Womöglich sei das Ganze doch differenzierter. Sie bevorzuge Geschichten von einzelnen Menschen, in denen man das besser erzählen könne.

Clemens Meyer, der sein Unbehagen kaum verbergen konnte, wandte ein, ihm fehle in der Darstellung, dass sich der Osten an die eigene Nase fassen müsse. „Der Dämon ist zum großen Teil hier gezüchtet worden.“ Rassismus und Verrohung habe es bereits in der DDR gegeben. 1989 sei das Land vergiftet, die

Industrie kaputt gewesen. Einfach sei für ihn gar nichts. „Ich brauche Zeit, um über die Dinge nachzudenken, damit ich nicht in Dogmatismus ver falle.“

Ingo Schulze erinnerte daran, dass der Sieg der „Allianz für Deutschland“ (CDU, DSU, DA) 1990 von einer Mehrheit der Ostdeutschen gewollt gewesen sei, ein Wahlakt. Für ihn verlaufe die entscheidende Linie nicht zwischen Ost und West, sondern zwischen Oben und Unten.

Dichter Wilhelm Bartsch aus Halle erinnerte sich, wie schlimm Leuna vor 1990 aussah, doch danach einiges gerettet worden sei. Um dann kräftig auf die „Linken“ zu schimpfen, die auf die Seite der Kapitalisten gewechselt seien, sozialen Ausgleich als ihre Hauptsache vergessen hätten und sich statt dessen in Nebensachen wie „gendergerechter Sprache“ verzettelten. Politik und Demokratie müssten wieder das Primat vor der Ökonomie bekommen.

Das sah Ingo Schulze ähnlich: „Wir müssen über die Besitzverhältnisse reden.“ Immer effizienter Waren zu produzieren, noch mehr rauszuholen, sei nicht weiter zu machen. „Dafür brauchen wir unsere Erfahrung von 1989/90.“